

Laudatio

Friedrich-Schiedel-Literaturpreis der Stadt Bad Wurzach an Ewald Frie für sein Buch „Ein Hof und elf Geschwister“, 28. September 2025

Von Johan Schloemann, Süddeutsche Zeitung

Sehr geehrte Damen und Herren, lieber Herr Frie! Ich freue mich sehr über die Einladung und Gelegenheit, Sie für dieses Buch, „Ein Hof und elf Geschwister“, hier an dieser Stelle loben zu dürfen.

Wie viele andere Leser und Leserinnen hat mich das Buch stark angesprochen, sensibilisiert, informiert und fasziniert, es hat mich auf blinde Flecken der eigenen und der kollektiven Erinnerung aufmerksam gemacht. Wer dieses Buch gelesen hat, der behält sie lange im Sinn, diese Bauernfamilie aus dem Münsterland, die nach Jahrhunderten auf der eigenen Scholle mehr oder weniger plötzlich keine Bauernfamilie mehr ist; eine Familie mit ungewöhnlich vielen Geschwistern, die durch einen schleichenden, aber dann doch ziemlich schnellen Wandel der wirtschaftlichen, technischen und kulturellen Verhältnisse nach dem Zweiten Weltkrieg, aber auch durch eigene Bestrebungen zu Neuem aufbricht und sich doch ihrer Herkunft bewusst bleibt. Und so kann überhaupt kein Zweifel daran sein, dass dieses Buch, das familiäre Erinnerungen mit geschichtlichem Forschergeist verbindet – dass dieses Buch dem Stiftungszweck dieses Friedrich-Schiedel-Literaturpreises in besonderer Weise entspricht, nämlich Werke auszuzeichnen, die die Geschichte, wie es da heißt, „einem

breiten Leserkreis menschlich bewegend und in würdiger, literarisch wertvoller Form nahebringen“.

Da wir hier über ein Buch reden, in dem ein Historiker über sich selbst und seine Familie schreibt und diese in den historischen Wandel einbettet, erlauben Sie mir, dass ich ein paar Minuten auch über meine eigene Familie spreche. Als ich das Buch von Ewald Frie gelesen habe, musste ich nämlich zum einen an mein Aufwachsen im Ruhrgebiet denken, im Süden von Bochum, wo es zum Tal der Ruhr hin zu einer alten Dorfkirche ging, an alten Bauernhöfen mit krummen Fachwerkgiebeln vorbei, wo man die ländliche Vorgeschichte der Region erspüren kann; seit dem 19. Jahrhundert hat sich dann im Ruhrgebiet eine riesige industrielle Struktur für Kohle und Stahl darübergerlegt, mit markanten Strichen und Brüchen durch die alte Landschaft, später dann auch noch eine neue Freizeit-Struktur mit Golfplätzen, Fahrradwegen und Ausflugslokalen. Mein Vater war ein Pastorenkind aus Ostwestfalen, und auch wenn er als Kirchenhistoriker ein Professor mit Geschichtsinteresse wurde, so wie Ewald Frie, so erinnerte er sich noch lebendig an das agrarische Hinterland an der Weser in Kindheit und Jugend in den Vierziger- und Fünfzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts, an Wanderungen durch die Landschaft, an Ernteeinsätze, an abgehackte Hühnerköpfe und Ähnliches mehr, und je älter er wurde, desto präsenter wurden diese Erinnerungen.

Zum anderen hat mich eine bestimmte Stelle in Ewald Fries Buch elektrisiert. An der Stelle geht es darum, dass auf den Bauernhöfen neben der Familie früher oft auch dienendes Personal arbeitete – eine Praxis, die bei den Fries in den Sechzigerjahren endete, erstens, weil die Löhne stiegen, zweitens, weil die vielen Kinder dann bei vielem mit anpacken mussten, und drittens, weil immer mehr Maschinenkraft vieles von der ganz harten körperlichen Arbeit ersetzte. Ewald Frie schreibt an der Stelle Folgendes: „Ende des 19. Jahrhunderts müssen im Zusammenhang mit Knechten und Mägden ständig Erfahrungen von Differenz gemacht worden sein. Wer wissen will, wie sie aussahen, sollte aufmerksam Astrid Lindgrens *Michel aus Lönneberga* lesen.“ Das erste der „Michel“-Bücher – im schwedischen Original heißt der Junge übrigens Emil, er wurde in Deutschland wegen Erich Kästner umbenannt –, das erste „Michel“-Buch also ist in Schweden im Jahr 1963 erschienen, mitten im landwirtschaftlichen und allgemeinen Wandel auch dort. Der Hinweis auf Astrid Lindgren aber ging mich an nicht nur, weil ich wie unzählige andere Kinder der Siebzigerjahre die damals schon altmodischen ländlichen Lausbubenabenteuer von Emil, also Michel, geliebt habe. Sondern auch, weil meine Mutter Schwedin war und selbst von Kleinbauern in Westschweden abstammte. Ihr Großvater konnte einst vom Ertrag seiner kleinen landwirtschaftlichen Fläche, die trotzdem mit harter Arbeit intensiv bewirtschaftet werden musste, nicht allein die Familie ernähren,

weswegen er nebenher als fahrender Händler arbeitete, auf vielen Höfen unterwegs in einem weiten Umkreis, um vor allem Blechwaren zu verkaufen, die von örtlichen Blechschmieden hergestellt wurden, wie etwa Eimer, Trichter, Teile für Dachrinnen, aber auch ein wenig Kurzwaren und Spielzeug. Zu Hause musste der Rest der Familie währenddessen einen kleinen Dorfladen betreiben, mit schweren Heringsfässern und keiner Kühlung außer dem Keller; die benachbarten Kunden zahlten nicht selten mit eigenen Eiern und eigener Butter; und die Familie musste tagein, tagaus bei der Landarbeit mitmachen. Sie hatte, so wird berichtet, ein Pferd, drei Kühe, ein paar Kälber und einige Schweine.

Der Vater meiner Mutter, also mein Großvater, hatte eine größere Geschwisterschar, die in diesem einfachen Heim aufwuchs, einem der roten Holzhäuser, in dem die einfachen Leute in Schweden wohnten und die heute als Sommerhäuser, als touristisches Wahrzeichen Erholung in der Natur versprechen; mein Großvater und ein weiterer Junge wurden vom örtlichen Pfarrer als begabt entdeckt und zum Theologiestudium geschickt; sie wurden Pastoren, und deren Kinder sollten dann später weiteren Zugang zu höherer Bildung bekommen; ein Bruder meines Großvaters wurde wieder Bauer in derselben Gegend, aber mit größerem Erfolg und Besitz als sein Vater; und dann gab es zwei Schwestern, die unverheiratet blieben und ihr ganzes Leben für die Familie und andere fürsorglich tätig waren, also, wie man heute sagen würde, unbezahlte und ein wenig auch bezahlte

Care-Arbeit verrichteten. Sie profitierten im Alter von der sogenannten *folkpension*, der Standardrente, die der mit der Zeit ausgebauten schwedischen Wohlfahrtsstaat gewährte.

Diese beiden Schwestern, meine Großtanten, besuchten wir in den Sommerferien von Deutschland aus. Sie waren in den Jahren 1898 und 1900 geboren, sie hießen Elsa und Berta Gellerstam. In zunehmenden Alter ist mir überhaupt erst klar geworden, was für eine entbehrungsreiche, in großen Teilen noch vorindustrielle Kindheit und Jugend diese liebevollen Tanten hinter sich und in den Knochen hatten. Als Akademikerkind, das im Volvo dort hochgefahren wurde, hatte ich lange nicht die geringste Ahnung, welche harten Zeiten der schwedischen Sommeridylle, die wir genossen und die heute allseits beliebt ist, einst vorangegangen waren – und Astrid Lindgren hat gewiss ihren Anteil daran, dieses kleinbäuerliche Erbe teils in der Erinnerung zu bewahren, teils aber auch zu idealisieren. Erst später habe dann ich erfahren, dass ein örtlicher Bibliothekar, der an Heimatforschung interessiert war, im Jahr 1985 Interviews mit älteren Dorfbewohnern geführt hat, und dass auch meine beiden Großtanten dabei waren. Diesen Bericht aus ihrer Kindheit und Jugend jetzt endlich einmal nachzulesen, dazu hat mich das Buch von Ewald Frie angestiftet, schließlich fußt dieses ja auch zum Teil auf der protokollierten *Oral History* seiner Verwandten.

In dem Bericht von Elsa und Berta Gellerstam wird neben dem bereits Genannten erzählt, dass deren Großvater väterlicherseits

beim Schneeschaukeln einmal so starke Erfrierungen erlitt, dass ihm im Krankenhaus ein Bein amputiert werden musste; er lebte dann bei ihnen und war zu versorgen, ohne dass er viel mithelfen konnte. Ihr Vater, so steht es den Töchtern Jahrzehnte danach vor Augen, als sie selbst schon einfach in den Supermarkt gingen, ihr Vater hat den Roggen mit einem Dreschflegel per Hand gedroschen, vorsichtig, damit die Halme nicht kaputtgingen, denn die Halme habe man noch gebraucht, um Bettzeug und Matratzen damit zu füllen. Und sie kannten damals natürlich auch Mägde und Knechte, die sich anderswo verdingen mussten, weil es zu Hause nicht reichte, und arme Leute, die ihr Glück in Amerika versuchten. Auch an das sogenannte „Hausverhör“ erinnerten sich meine Großtanten noch im Jahr 1985, das war eine jährliche Überprüfung der Bibel- und Katechismuskennntnisse der Erwachsenen durch die protestantischen Pfarrer in Schweden, ein Abfrageritual, das auch bei Astrid Lindgren noch vorkommt. „Es gab viele, die davor große Angst hatten“, so berichteten meine Großtanten. Gottesfurcht und Frömmigkeit strukturierten auch dort damals den Alltag, so wie es Ewald Frie vom katholischen Bauernhof im Münsterland berichtet. Elsa und Berta, die natürlich jeden Sonntag in die Kirche gingen, konnten übrigens auch tolle Geschichten von Trollen und Elfen im Wald erzählen, also eher heidnische Stories, mit denen sie uns Kinder unterhielten, die sie aber nicht beim Bibliothekar zu Protokoll gaben. Seit meinen eigenen Kindheitssommern in den 1970er-Jahren, wo wir noch

den durchfahrenden Autos auf den Kuhwiesen die Gatter aufhielten und dafür ein paar Öre bekamen – genau so wie Michel aus Lönneberga einst mit den Pferdewagen – seit dieser Zeit, in den vergangenen vier, fünf Jahrzehnten hat sich in diesen Gegenden in Schweden noch einmal ein fundamentaler Wandel vollzogen; die Landwirtschaft wurde auch dort rationalisiert, die Gatter sind weg, und es gab einen Aufschwung der Textilfabriken, die inzwischen ihrerseits zumindest auf der Seite der Produktion in die Globalisierung abgewandert sind. All diese Umbrüche werden einem erst im Rückblick so richtig klar.

So, und warum erzähle ich das alles? Nicht etwa, weil ich mit Ewald Fries Erzählung in einen Wettbewerb treten möchte, mit seiner Familienforschung und seiner Archivarbeit zur Agrargeschichte, die er zu diesem besonderen Buch verwoben hat. Sondern vielmehr, weil man an meinen kleinen Geschichten aus dem Ruhrgebiet und aus Schweden sehen kann, warum dieses Buch so viele Menschen beeindruckt hat und beeindruckt. Es weckt nämlich, obwohl es *auch* eine spezifische Geschichte mit lokalen Besonderheiten und Besitzverhältnissen festhält, ganz allgemein eine Reminiszenz: Nicht nur das Bäuerliche als Grundlage unserer Ernährung, sondern überhaupt die agrarische, ländliche Herkunft ist uns allen tief eingeschrieben. Wie eine Ackerfurche, möchte man sagen. Und das gilt selbst dann, wenn diese Herkunft länger zurückliegt, wenn wir sie zwischendurch vergessen oder wenn sie als Gegenbild zur städtischen

Lebensform auch nur ein fernes, vielleicht auch romantisierendes Gegenüber darstellt. Landflucht – „Landlust“ – das geht miteinander einher. Ewald Frie schreibt: „Bauer war bis die 1960er-Jahre ein öffentlicher Beruf. Jeder konnte sehen, wie geackert, gesät, geerntet wurde. Viele konnten das beurteilen.“ Das ist noch nicht so lange her, es sind nur ganz wenige Generationen, die uns von jenen Menschen trennen, die keinen Schrittezähler auf dem Handy brauchten und keine Fitnessapps. Natürlich gibt es auch heute immer noch Landwirtschaft und körperliche Arbeit auf dem Land, das können wir ja auch hier in Bad Wurzach und in Oberschwaben sehen, da gibt es Milchviehhaltung und Obstbau und Korn- und Futteranbau und einen Bio-Schäfer, der Wolljacken verkauft, also keineswegs nur eine ferne historische Erinnerung, weil hier in der Nähe einmal eine Schlacht im sogenannten Bauernkrieg stattgefunden hat. Aber insgesamt ist die Landwirtschaft für viel weniger Menschen in den Industrieländern heute eine Alltagserfahrung als früher; Ewald Frie zeigt an seinem persönlichen Beispiel aus dem Münsterland, wie schnell die Gewohnheiten und das ganze Wertesystem einer bäuerlichen Gesellschaft verschwinden konnten, durch neuen Wohlstand, Automatisierung, Modernisierung, auch durch staatliche Bildungs- und Sozialpolitik übrigens, durch Bafög und Autobahn – dies war eine „Verkehrung der Verhältnisse“ aus der Weltsicht seiner Eltern, besonders seines Vaters, die nun ganz andere Karrieren attraktiv machte. Es gab „eine neue Währung“, schreibt Ewald Frie, „die

nicht mehr Vieh und Land, sondern Bildung hieß“. Der Zweitjüngste fuhr mit dem Bus zum Gymnasium, las viele Bücher und spielte Fußball – was nicht bloß für seinen Vater, sondern auch für seine älteren Brüder undenkbar gewesen wäre. Der Historiker zeigt aber auch, dass das, was „früher“ einmal galt, kein statischer Zustand war, sondern ein dynamischer; die Prozesse der Veränderung fanden eben nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb der Landwirtschaft statt, von den Mägden und Knechten, von der personalintensiven Arbeit mit und durch die Familie hin zu dem, was man „Einmannbetrieb“ nannte, auch von Zuchtidealen und Lieblingsrindern hin zum Massenertrag, zum Output; und manches, was die Geschwister als „So war es immer schon gewesen“ empfanden, als Familientradition, unterlag in Wahrheit auch historischen Umbrüchen und schleichender Anpassung. Historische Veränderungen der Art zu leben, zu denken und zu wirtschaften werden vom einzelnen Menschen teilweise einfach nur miterlebt, nachvollzogen – und aufs Ganze gesehen ja doch auch vom Einzelnen mitgestaltet. In einem anderen Werk, einer populär angelegten Weltgeschichte in einem Band, hat Ewald Frie Folgendes geschrieben: „Geschichte ist kein Staffellauf, bei dem durchtrainierte Menschen nach einem vorher festgelegten Plan in rasender Geschwindigkeit und großartiger Feinabstimmung einen Stab weitergeben und schließlich ins Ziel tragen.“ Nein, so ist Geschichte nicht.

Ich glaube, es kommt bei dem Reiz und der Wirkung von „Ein Hof und 11 Geschwister“ aber noch etwas hinzu. Die technisierte, industriell auf optimalen Ertrag ausgerichtete Landwirtschaft steht biografisch gewissermaßen ganz am Ende von Ewald Fries Erzählung. Heute aber ist sie der Anfang für große ökologische, aber auch wirtschaftliche Sorgen. Massentierhaltung, Bedrohung der Artenvielfalt und klimaverändernde Emissionen machen uns mit Blick auf den Agrarsektor und die Landschaft ein zu Recht schlechtes Gewissen, zugleich müssen diese Probleme gerade auch dort bewältigt werden. Mit der alten Bauernwelt ist ja etwas verloren gegangen. Diese Verlusterfahrungen der Nachkriegszeit erscheinen in diesem Buch, in den Erinnerungen der Geschwister als Modernisierungs-, als Fortschrittsgewinn; der Untergang alter Bindungen und alter Lebensweisen war im Wesentlichen eine Befreiung, bei aller Prägung durch die Herkunft, bei aller Dankbarkeit; das Leben wurde angenehmer und vielfältiger für die Familie, die sich buchstäblich vom Acker gemacht hat. Heute hingegen gelten neue Verlusterfahrungen als Quelle der Unsicherheit, ja mitunter des Zorns. Es schwinden die Hoffnungen in den Fortschritt, in eine bessere, offene Zukunft, in einen Raum der Möglichkeiten, so beschreiben es derzeit viele Gegenwartsdiagnosen, etwa von dem Soziologen Andreas Reckwitz in seinem Buch „Verlust“ und manchen anderen. Der Gewinn an Unabhängigkeit, den die Modernisierung brachte, erscheint da heute oft wieder eher als Übertreibung, als

Maßlosigkeit, als Haltlosigkeit. Da ist es wohl kein Zufall, dass einerseits der Preis, den man für die endlose industrielle Landnahme zahlen muss, immer sichtbarer wird, und dass andererseits Erzählungen von der Herkunft aus einer einfacheren und gebundeneren Lebensweise auf Interesse stoßen. Der genannte Soziologe Andreas Reckwitz hat die Beobachtung geäußert, „dass sich (...) generell das gesellschaftliche Bewusstsein dafür schärft, mit Erbschaften vergangener Generationen konfrontiert zu sein“. Dem kommt Ewald Frie mit seinem klugen und einfühlsamen Buch entgegen.

Lieber Herr Frie, vielen Dank dafür, und ganz vielen Dank noch einmal für den Hinweis auf Michel, also Emil, aus Lönneberga...; und Glückwunsch zu diesem verdienten Preis. Und Ihnen, der Stadt Wurzach, Glückwunsch zu diesem würdigen Preisträger.